

«Kennst du mich noch? Ich bin deine Frau.» So begann ihr Zusammenleben

Der Schriftsteller Michael Köhlmeier schildert Episoden aus der Ehe seiner Eltern, die das Schicksal zusammenführte und fast wieder getrennt hätte.

Ich möchte von meiner Mutter erzählen und ihrer besten Freundin Marianne. Die beiden hatten sich kennengelernt, da war meine Mutter schon Mitte zwanzig, Marianne vier Jahre jünger. Marianne besuchte die Schwesternschule in Coburg, sie stammte aus Nürnberg, an einer Versammlung katholischer Jugendlicher begegneten sie einander. Sie sahen sich ähnlich. Meine Mutter erzählte, das Erste, was sie zueinander sagten, gleichzeitig, war: «Du siehst ja aus wie ich!» Wenn es das Geld erlaubte, zogen sie sich gleich an, vor Fremden machten sie sich die Gaudi und gaben sich als Zwillinge aus. Sie hatten beide keinen Freund, und beide waren sie wählerisch. Sie wollten einen Katholiken. Grundbedingung, Coburg war eine protestantische Stadt, die Katholiken lebten, wie meine Mutter es nannte, in der Diaspora.

Marianne und sie waren sportlich, gern fuhren sie mit ihren Fahrrädern aus der Stadt hinaus über die Felder, und manchmal fuhren sie bis Vierzehnheiligen, zu dieser beeindruckenden barocken Kirche, die bewies, dass die Katholiken recht hatten, dort beteten sie. Sie beteten, dass sie einen guten Mann bekommen, Marianne und Paula. Einen hilfsbereiten, respektvollen, der sie annehmen konnte, wie sie waren, nämlich selbstbewusst und in keiner Weise unterwürfig und lustig, manchmal albern, Marianne manchmal streng.

Paula stellte Marianne ihren Cousin Karl vor, sie meinte, der würde gut zu ihrer Freundin passen. Weil er ihr Gegenteil war. Marianne war eine Frau mit einem ausgeprägten Beschützerinstinkt, und Karl war ein Ruhiger, ein Insichgekehrter, nicht schwach in sich selbst, aber nach draussen, weltfremd, verträumt, des Schutzes bedürftig. Ein Dichter. Einer, der Rilke zitieren konnte und Heinrich Heine und Friedrich Hölderlin. Er schrieb Gedichte in freien Rhythmen. Über die Natur schrieb er und über das Alleinsein.

Paula sagte zu Marianne: «Ich denke, der ist etwas für dich. Sei sorgsam!» Marianne verliebte sich. Und Karl verliebte sich. «Du bist unser guter Geist», sagte Marianne zu Paula. «Ich bin eure Kupplerin», erwiderte Paula lachend.

Zwei Soldaten auf Heimaturlaub

Dann brach der Krieg aus. Karl wurde eingezogen. Wieder fuhren meine Mutter und ihre Freundin nach Vierzehnheiligen. Nun beteten sie, dass Karl gesund aus dem elenden Krieg zurückkomme, gesund an Leib und Seele und Geist. Und dafür, dass auch Paula einen guten Mann finde. Einige, die infrage gekommen wären, waren schon in den ersten Wochen weggeschossen worden. Aber was heisst «infrage kommen»? Das wäre zu wenig, viel zu wenig. Paula fand einen guten Mann.

Eines Tages, es war Sommer, schoben die beiden Frauen ihre Fahrräder durch den Hofgarten hinauf zur Veste. Sie wollten wieder einmal von ganz oben, ohne auch nur einmal zu treten, bis hinunter in die Stadt fahren, bis zum Marktplatz vor das Denkmal von Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha. Und wie sie so gingen und ihre Fahrräder schoben und schwitzten, kamen ihnen zwei Soldaten entgegen, die waren auf der Veste gewesen.

Den einen kannte Paula, ein Katholik, er war in ihrem Alter und ein bisschen hübsch. Der andere stellte sich vor, er heisse Alois, komme aus Österreich, aus Vorarlberg, alle nannten ihn Wise, sagte er, weil in seinem Dialekt der Alois als «Alawis» ausgesprochen werde. Ein Schlanker. Einer mit einem hohen schmalen Kopf. Die beiden Soldaten hatten Heimaturlaub, für den Wise aber wäre es zu weit gewesen bis hinunter zum Bodensee in das Dorf Hard, wo seine Mutter und seine Geschwister lebten. Bauern. Da hatte der Coburger gesagt, komm doch mit zu mir, meine Eltern freuen sich, meinen Kameraden kennenzulernen. «Und nun», sagte er, «habe ich ihm unsere Veste gezeigt.»

Der Wise sagte: «Dürfen wir Ihnen behilflich sein und die Fahrräder schieben?» Marianne sagte: «Aber ihr kommt doch gerade von oben.» – «Dann gehen wir halt noch einmal hinauf», sagte Wise.

Das Verstummen am Kriegsende

Oft haben unsere Eltern mir und meiner Schwester von ihrem ersten Treffen erzählt. Es sei so und nicht anders gewesen, wie sie in Vierzehnheiligen darum gebeten habe, sagte unsere Mutter. «Ja, ja», sagte unser Vater und lächelte in sich hinein und grinste aus sich heraus.

Paula und Wise tauschten die Adressen aus. Dann musste er wieder in den Krieg.

Wenige Wochen später gab es den Kameraden nicht mehr. Sie schrieben einander Briefe, jeden Tag schrieben sie. Sie hundert, er achtzig. Sie verlobten sich schriftlich. Noch zweimal besuchte er Coburg, beim dritten Mal heirateten sie. Da hatten sie einander zusammengezählt keine zwölf Stunden gesehen.

Ich sage es gleich: Die Ehe war gut. Ich habe meine Eltern als respektvoll, liebevoll und ironisch im gegenseitigen Umgang erlebt. Letztgenanntes ging auf das Konto unserer Mutter. Beide waren sie begeisterte Leser und begeisterte Auswendigler. Unsere Mutter zitierte aus dem «Faust», unser Vater aus Wilhelm Busch, «Plisch und Plum» konnte er frei und vollständig herunterlesen.

«Zugereist in diese Gegend, / Noch viel mehr als sehr vermögend, / In der Hand das Perspektiv, / Kam ein Mister namens Pief. / «Warum soll ich nicht beim Gehen» – / Sprach er – «in die Ferne se-



Der Schriftsteller Michael Köhlmeier als Kind, wohl um 1953.

PRIVAT

Nürnberg war zerstört. Die Burg gab es nicht mehr. Die Stadt gab es nicht mehr. Die Bürger nannten ihre Stadt: Adolf-Hitler-Gebirge.



Michael Köhlmeiers Mutter Paula. Das Bild muss in der ersten Hälfte der 1940er Jahre entstanden sein.

PRIVAT

hen? / Schön ist es auch anderswo, / Und hier bin ich sowieso.»

Es gibt ein Foto, da stehen sie vor der Kirche St. Augustin, sie in Weiss, er in Uniform. Viele Jahre später haben meine Frau Monika und ich das Foto nachgestellt.

Zwei Tage nur durfte Wise von der Front wegbleiben, um zu heiraten, dann musste er zurück.

Der Krieg kam an sein Ende, und Paula hörte nichts mehr von ihm. Ihre Brüder waren im Krieg, der ältere in Afrika. Der jüngste, erst fünfzehn, kehrte nach wenigen Wochen zurück, die Amerikaner hatten ihn heimgeschickt, die Brille war ihm zerbrochen, das war alles. Der Krieg meines charmanten Onkels Gerhard. Auch mein Onkel Hans kehrte zurück, in der amerikanischen Gefangenschaft in Afrika habe er gelernt, dass sich der Mensch zwei- bis dreimal am Tag duschen kann, ohne Schaden zu erleiden, erzählte er, eine Seife, so gross wie ein Stück Butter für jeden pro Tag. Sonst erzählte er wenig vom Krieg.

Vom Wise aber war gar nichts zu erfahren. Auch nicht vom Karl. Von ihm hatte Marianne lange nichts gehört. Auch sie hatten einander Briefe geschrieben. Dann stand eines Tages ein Mann vor dem Haus in Coburg, in dem Paula und ihre Mutter und ihre Tante wohnten, wo auch der Karl wohnte, und der Mann hatte traurigen Bericht: Der Karl war tot. Gestorben in britischer Gefangenschaft in einem der Lager entlang des Rheins zwischen Biederich und Mainz. An Typhus. Die Meldung kam, als der Krieg gerade eine Woche zu Ende war.

Und am nächsten Tag stand Marianne vor der Tür. Im schwarzen Kleid. Sehr ernst war sie. Sie wollte gar nicht hereinkommen. Draussen auf der Strasse redete sie mit Paula. Ob sie mit ihr nach Nürnberg fahre. Sie habe gehört, Nürnberg sei völlig zerstört. Sie wolle ihre Eltern und ihre Geschwister suchen. Von Karl sprach sie nicht. Sie habe eine Möglichkeit, in einem Lastwagen nach Nürnberg zu fahren. Sie fürchte sich allein. Ob Paula mit ihr komme.

Kein Wort über Karl.

Nürnberg gab es nicht mehr

Paula dachte bei sich, ich will nicht damit anfangen. Sie kann noch nicht darüber sprechen. Alles ist zerstört. Alles. Ich will warten, bis sie damit anfängt. Paula packte ein paar Sachen zusammen, und sie fuhren in dem Lastwagen, zusammen mit einem Dutzend Menschen, nach Nürnberg. Während der Fahrt wurde kein Wort gesprochen.

Nürnberg war zerstört. Die Burg gab es nicht mehr. Die Stadt gab es nicht mehr. Die Bürger nannten ihre Stadt: Adolf-Hitler-Gebirge. Marianne fand die Strasse nicht, in der sie aufgewachsen war, in der sie gewohnt hatte bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahr. Von ihren Eltern und ihren Geschwistern hatte sie nichts mehr gehört, schon lange nicht. Sie musste glauben, sie haben die Bomben nicht überlebt. Wie soll jemand diese Zerstörung überleben können.

In der Nacht fanden die beiden Frauen einen Unterschlupf. Eng schmiegen sie sich aneinander. Da sagte Marianne: «Das alles könnte ich nicht ertragen, wenn ich nicht wüsste, dass ich bald meinen Karl sehe.» Da erschrak Paula sehr. Sie dachte nämlich, Marianne will sich das Leben nehmen, nur das dachte sie. Marianne glaubte an ein Leben nach dem Tod, und dort, so dachte Paula, dort wird sie Karl wiedersehen.

«Marianne», sagte sie, «das darfst du nicht!» – «Was darf ich nicht?» – «Der Mensch darf sich das Leben nicht nehmen!» – «Was redest du, Paula! Ich will mir doch nicht das Leben nehmen! Ich will ein Leben zusammen mit Karl, dass wir heiraten, dass wir Kinder kriegen.»

Sie weiss es nicht, dachte Paula. Um Gottes willen, sie weiss es nicht! Das schwarze Kleid – weil sie vielleicht kein anderes mehr hat. Sie konnte es ihr nicht sagen, nicht in dieser Nacht, als sie glaubte, Mariannes Familie gebe es nicht mehr. Wie viel Not kann ein Mensch ertragen?

Sie erfuhren, dass Mariannes Eltern und ihre Brüder rechtzeitig Nürnberg verlassen konnten.

Nicht Paula sagte ihr, dass Karl nicht mehr lebte, Karls Mutter sagte es ihr. Marianne studierte Medizin, sie trat in ein Kloster ein, in die Gemeinschaft der

Mitten im Krieg heirateten meine Eltern. Sie hatten sich im Ganzen nicht mehr als zwölf Stunden gesehen.

Augustinusschwestern. Als Ärztin fuhr sie nach Westafrika, arbeitete in einer Leprastation, kehrte nach Jahren nach Deutschland zurück, wurde Oberin ihres Ordens. Oft besuchte sie uns. Es war immer ein grosses Lachen. Meine Schwester und ich sagten Tante Marianne zu ihr. Sie war unsere Wahl tante, wir mochten sie sehr gern.

Die Suche nach dem Mann

Und Paula? Bald nach Ende des Krieges zog sie nach München. Sie arbeitete in einem Heim, in dem Kinder untergebracht waren, die ihre Eltern im Krieg verloren hatten. Von ihrem Mann hörte sie nichts. Sie dachte, wenn es Gott will, finde ich ihn, wenn nicht, nicht. Sie machte sich auf den Weg, ging zu Fuss von München zum Bodensee. Viel wusste sie nicht über ihn. Dass er aus dem Dorf Hard stammte. Aus einer katholischen Bauernfamilie. Hard lag direkt am See. Schön musste es dort sein. Sie nahm ihren Rucksack, den sie getragen hatte, als sie zusammen mit Marianne nach Vierzehnheiligen gefahren war.

In dem Rucksack war nur wenig, der «Faust», der war schon arg mitgenommen. Es war für Deutsche verboten, nach Österreich zu kommen, und umgekehrt. Sie schlich über die Grenze. Wenn ich ihn nicht finde, dachte sie, gehe ich weiter, gehe über die Berge nach Italien bis Rom, dort will ich den Heiligen Vater sehen und Gott danken, dass ich den Krieg überlebt habe.

Und dann stand sie in Hard auf dem Dorfplatz. Und wartete. Und war voll Zuversicht. Ein Bub kam daher, der trieb ein paar Kühe zum Brunnen. «Kennst den Wise?», fragte sie ihn. «Welchen?», fragte er zurück. «Den Köhlmeier Wise.» – «Ja.» – «Ist er da?» – «Ja.» – «Geht es ihm gut?» – «Ja.» – «Ist er verheiratet?» – «Weiss nicht.» – «Hat er eine Frau?» – «Weiss nicht.»

Da sah sie ihn. Am Schritt erkannte sie ihn. Barfuss war er, die Hosenbeine hatte er hochgekrempt, ein weisses Hemd hatte er an, auch die Ärmel hochgekrempt. Kam daher, die Hände in den Taschen, der schlanke Mann mit dem hohen Kopf.

«Kennst du mich noch? Ich bin deine Frau.» So begann ihr Zusammenleben.

Paula und Wise zogen nach Innsbruck, er hatte dort eine Stelle in Aussicht. Meine Schwester kam zur Welt, dann zogen sie wieder zurück nach Voralberg, ich kam zur Welt. Und dann war Paula ein drittes Mal schwanger. Bei der Geburt dieses Kindes, ein Knabe, schlug der Blitz in sie ein. In ihrem Kopf platzte eine Ader. Unsere Mutter war linksseitig gelähmt. Sie erholte sich nicht wieder. Das Kind starb wenige Stunden nach der Geburt.

Sie weinte wie keine sonst

Von nun an konnte sie nur noch mit einem Stützapparat gehen, später sass sie im Rollstuhl. Ihre linke Hand war verkrampft. Sie war eine, die weinte, wie ich nie jemanden kennengelernt habe, der so weinen konnte. Sie war eine, die konnte lachen, dass man es drei Häuser weiter gehört hat, und wer es hörte, der konnte nicht anders, als mitzulachen. Nichts lieber hatte sie getan, als mit dem Fahrrad zu fahren oder zu wandern. Nun blieb ihr nur, davon zu erzählen.

Sie war eine gläubige Frau, voll Vertrauen auf Gott, die Muttergottes, Jesus und alle Heiligen. Dass sie mit dem Sog, den Jesus in seiner Himmelfahrt geschaffen hatte, hinaufgezogen würde in die jenseitige Glückseligkeit, daran hatte sie nie einen Zweifel. Einmal wäre sie gern mit dem Flugzeug geflogen. Ich fuhr mit ihr nach Frankfurt, in meinem alten VW, da verbrachten wir einen ganzen Tag am Flughafen.

Wir fuhren mit der Rolltreppe hinauf und hinunter, und wir lachten über das Wortspiel «Rollstuhl auf Rolltreppe». Wir besuchten den Zoo, ein Gewitter brach los, wir flüchteten in das Giraffenhäus. Dort waren wir allein. Die grossen Tiere beugten sich zu uns nieder und schauten uns mit ihren grossen Augen an. Da weinte meine Mutter, und ich weinte mit ihr. Das tat uns gut.

Der Schriftsteller **Michael Köhlmeier** lebt in Hard. Auf Einladung der Bach-Stiftung hat er den vorliegenden Text am 26. April in der Kirche Trogen zur Aufführung von Johann Sebastian Bachs Kantate «Auf Christi Himmelfahrt allein» vorgetragen.

Huckleberry Finn war schwarz

Percival Everett erzählt die Geschichte von Mark Twain neu. Der Roman ist revolutionär

DANIEL HAAS

Ein Roman, der die Erzähl- und Denkweise einer Epoche radikal umbaute: Lässt sich ein solches Werk in seinen kulturellen und historischen Anlagen noch einmal neu erzählen? Anders gefragt: Kann man ein Buch, das die zeit-spezifischen Verhältnisse vom Kopf auf die Füsse stellte, von ebendiesen Füssen reissen und ihm eine neue Position im Diskurs der Gegenwart verschaffen?

Percival Everett ist es gelungen. Er hat einen der bedeutendsten Romane der amerikanischen Literatur, Mark Twains «Die Abenteuer des Huckleberry Finn» (1885), neu geschrieben und dabei den Erzähler ausgewechselt. Die Abenteuer werden nicht mehr von Huck Finn, dem weissen Streuner und Tagedieb, berichtet, sondern von Jim, dem schwarzen Sklaven.

Devoter Jim, wehrhafter James

In Twains Buch war er der unbedarfte «Plantageneger», der vom Wohlwollen seines weissen Begleiters abhing und am Ende in ein notdürftig herbeifabuliertes Happy End stolperte. In Everetts Roman ist aus dem devoten Jim der stolze, wehrhafte und hochbelesene James geworden. Twains Abenteuer- und Reisegeschichte mit dem Mississippi-Fluss als topografischer Leitspur wird zu Jims/James' Ermächtigungsfabel, einem wuchtigen Text über barbarisches Unrecht und Gewalt.

Schon Twains literarische Innovation bestand in einem Perspektivwechsel: Er erzählte den Roman konsequent aus der Sicht von Huck, einem ungebildeten Jungen. Entsprechend musste der Stil einfach und anschaulich sein. Der stilistische Ballast der Viktorianischen Ära, der die amerikanische Literatur ästhetisch schwer belastete, wurde über Bord geworfen.

Everett dreht nicht nur das Verhältnis von Held und Sidekick um, er wendet auch das ganze Erzählverfahren gegen sich selbst. James liest heimlich Rousseau, Voltaire und Locke, er schreibt ein Tagebuch mit heilsichtiger Reflexion.

Die naive Schlichtheit, die in Twains Roman den schwarzen Sklaven zu einer Mischung aus Naturbursche und schöner Seele machte, ist bei Everett Teil einer raffinierten Mimikry geworden. James und die anderen Sklaven spielen den Weissen ihr Ungebildetsein nur vor. Der aus Twain berüchtigte «Neger-Slang» ist eine sprachliche Maske, mit der Scharfsinn und kulturelle Kompetenz kaschiert werden. Sind Weisse in der Nähe, schalten James und seine Leidensgenossen per «Sklavenfilter» auf jenen Klischee-Jargon um, der letztlich nur eine rassistische Projektion ebendieser Weissen ist.

Nikolaus Stingl hat mit seiner Übersetzung ins Deutsche eine Glanzleistung vollbracht: Statt ein «einfältiges und retardierendes Idiom», so kommentiert Stingl in der «FAZ», zu schaffen,

«James» von Percival Everett ist von gleichem Rang wie Mark Twains Meisterwerk – und weist weit darüber hinaus.

hat er einen künstlichen Dialekt in phonetischer Schreibweise kreiert. So sprechen in der deutschen Übertragung die Sklaven eine zweifach fingierte Mundart, da schon im englischen Original die Schwarzenrhetorik eine Projektion der weissen Machthaber darstellt.

Der Roman ist von solchen Travestien dramaturgisch regelrecht durchzogen. In der satirischen Umwertung und Zuspitzung werden die rassistischen Unrechtsverhältnisse in greller Weise deutlich. Wenn James von einem weissen Gospelchor angeheuert wird, dessen Mitglieder sich das Gesicht schwarz schminken – das sogenannte Blackfacing –, und selber schwarze Schminke anlegen muss, um als Weisser zu gelten, der sich schwarz gefärbt hat, dann werden die rassistischen Konventionen komplett ad absurdum geführt. Hautfarbe und «Rasse» sind als interessengeleitete Kategorisierungen blossgestellt.

Auch dass James auf seiner Flucht den Sklaven von Huck nur spielt, um im Verkehr mit Weissen nicht aufzufallen – tatsächlich hasst Huck Finn die Sklaverei und leidet unter dem Unrecht, das seinem Freund angetan wird –, ist eine Volte dieses Erzählenszenarios. Es erinnert an einen anderen wichtigen Text der amerikanischen Literatur des 19. Jahrhunderts: die Novelle «Benito Cereno» (1855) von Herman Melville, dem Autor des «Moby Dick».

In dieser Seefahrergeschichte meutern die Schwarzen eines Sklavenschiffs und übernehmen das Kommando. Als auf See ein anderes Schiff auftaucht, spielen die Schwarzen wieder die Sklaven, um keinen Verdacht zu erwecken. Sklaven, die Sklaven darstellen und Weisse, die ihre Macht nur spielen, aber nicht in legitimer Weise verkörpern können: Diese Idee hat Everett wie unter einem literarischen Brennspeigel verdichtet.

Die Radikalität der Pointe

Anders als Twains Original spart James die faktische Gewalt, die Sklaven zu rechtlosen Ressourcen einer brutalen Wirtschaftsform machte, nicht aus. Der Roman ist deshalb auch eine Rachephantasie, weil James seine Peiniger nicht nur intellektuell und schreibend, sondern auch konkret zur Rechenschaft zieht.

Die ganze kritische Wucht von James erschliesst sich allerdings vom Ende her. Spoiler hin oder her, aber das Werk bezieht aus der Pointe seine ganze Radikalität. Huck Finn, so stellt sich heraus, ist der Sohn von James. Er ist selbst ein Schwarzer, nur eben mit sehr heller Haut. Diese Prämisse nutzte Philip Roth für einen seiner besten Romane, «Der menschliche Makel». Ein afroamerikanischer Professor leugnet darin seine ethnische Herkunft und stürzt dadurch ins Verderben.

Jim zu James, das heisst, aus dem geknechteten Opfer einen seinen Peiniger sowohl moralisch als auch intellektuell überlegenen Helden zu machen, ist innovativ. Huck, eine der Gründungsfiguren der amerikanischen Gegenkultur, eine afroamerikanische Herkunft anzudeuten, ist revolutionär. Denn eine Erzählung mit Huck, der lange seine wahre Herkunft verkennt und dessen Toleranz auf einem Missverständnis der eigenen Identität beruht, schreibt rückblickend die Literaturgeschichte um.

Twains epochaler Roman, von dem Hemingway sagte, die ganze amerikanische Moderne rühre von ihm her, ist in Everetts Perspektive nur eine Vorstudie zur eigentlichen Erzählung von Huck und Jim, einem Schwarzen, der sich für weiss hält, und einem Schwarzen, der sein Schwarzsein als rassistisches Klischee enttarnt. «James» von Percival Everett ist von gleichem Rang wie Mark Twains Meisterwerk – und weist weit darüber hinaus.

Percival Everett: James. Roman. Aus dem Englischen von Nikolaus Stingl. Hanser-Verlag, München 2024. 336 Seiten, Fr. 36.90.